Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 167. Bromberg, den 8. August 1928.

Sohr der Knecht

ROMAN von ARNO FRANZ

Urheberrechtsschutz durch Verlag Oskar Meister in Werdau.

(17. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Vierzehn endlos lange Tage saß Sohr nun schon in seiner Zelle. Da wurde er wieder einmal zur Untersuchung geführt. Diesmal aber schritt man „drüben“ nicht zwei Treppen empor, sondern blieb im Erdgeschoß.

„Ihre Sache liegt jetzt beim Untersuchungsrichter“, sagte der Wärter, „nun geht es schneller.“

Auf dem bekannten kleinen Türschild las Sohr: „Dr. von Baumann“. Von, dachte er und Doktor? Der wird noch arroganter sein, wie jener andere, sah sich aber angenehm enttäuscht, als er dem Dr. von Baumann gegenüberstand.

Der bat ihn sogar, entgegen aller Vorschrift, Platz zu nehmen. — Er sprach leise — in seiner Stimme lag eine wohltuende Wärme — und sprach wie ein Freund zum Freunde.

Immer wieder kam die Rede auf Feuerzeug und Brieftasche. Aber immer wieder zuckte Sohr die Achseln. Endlich riß dem Doktor doch die Geduld.

„Menschenskind, da gehen Sie doch aus sich heraus,“ rief er ihm zu. „Ich will Ihnen doch nicht übel. Ich stelle Aussage gegen Aussage und bemühe mich, die Wahrheit zu finden. Wenn Sie bei Ihnen ist, dann helfen Sie mit, daß ich sehe. Wir können keinem Menschen auf bloße Versicherung hin glauben.“

„Das weiß ich, Herr Doktor, und deshalb schweige ich lieber.“

„Und die Gegenseite macht halb Finkenschlag gegen Sie mobil. Bis jetzt stehen acht oder neun Belastungszeugen zwei Entlastungszeugen gegenüber, und zwischen beiden liegen die Korpus delicti. — So sagen Sie doch wenigstens, wen Sie in Verdacht haben. Der Sache wird dann schon nachgegangen werden.“

„Nachgegangen würde der Sache doch nur werden durch den Gendarm, und das eben möchte ich vermieden sehen. Einmal halte ich den Herrn für keine besondere Leuchte, das Recht dazu habe ich ja, denn er hat die Anzeige erstattet, und zum anderen dürfte er froh sein, daß er mich hat. — Daß ich aber ernstlich bemüht bin, den Täter zu finden, kann Ihnen Herr Rittergutsbesitzer Kaden bestätigen. Wenn Sie so freundlich sein wollten, ihn nochmals zu Befragung zu laden — er wird gern kommen.“

„Das will ich tun.“

„Darf ich dann um Papier und Feder bitten?“

„Wozu?“

„Ich möchte ein paar Zeilen schreiben.“

„Bitte.“

Und Sohr schrieb:

„Verehrter Herr Kaden! Herrn Untersuchungsrichter Dr. von Baumann gegenüber entbinde ich Sie von dem uns gegenseitig gegebenen Versprechen. Sie dürfen Herrn Doktor unterrichten über die Maßnahmen, die zur Aufklärung des Diebstahls unternommen wurden. — Ihr ergebener Sohr.“

„Also sind da schon Kräfte am Werk, die Sache in Ordnung zu bringen. Das ist ja erfreulich. — Wer arbeitet denn für Sie?“

„Das weiß ich selbst nicht. Ich bin mit Herrn Kaden dahin übereingekommen, meinen früheren Platz auf Finkenschlag durch einen Kriminalisten zu besetzen und gleichzeitig den Hauptbelastungszeugen Voigt wieder einzustellen.“

„Sehr geschickt! Wirklich sehr gut aufgezogen haben Sie das. Wird Sie aber einen hübschen Pfennig Geld kosten.“

„Ich setze meine ganzen Ersparnisse daran.“

„Und wer ist Ihr Anwalt?“

„Den kann ich mir schenken. Ich brauche keinen, Herr Doktor.“

„Sie müssen aber einen haben. Das ist Bestimmung. Ihre Angelegenheit wird Schwurgerichtssache. Auf vorsätzliche Brandstiftung steht Zuchthaus. Wenn Sie sich selbst keinen Verteidiger stellen, bekommen Sie einen zugewiesen. Ich möchte Ihnen deshalb in Ihrem Interesse nahelegen, sich nach einem tüchtigen Herrn umzusehen. Das ist meines Erachtens durchaus nötig. — Wenn der Diebstahl nicht aufgeklärt werden kann, dann kommt es zweifellos zur Verhandlung und wie die Geschworenen entscheiden — wer kann das wissen! Ein Schwurgerichtsurteil ist endgültig, da gibt es keine Berufung, sondern nur Revision. Und ob eine Revision möglich ist, kann ein Laie nicht beurteilen. Sie kommen also doch wohl besser auf einen Anwalt zu.“

Sohr dankte durch eine tiefe Verneigung und der Untersuchungsrichter schloß die Vernehmung.

12.

Im Schwurgerichtssaale in Moabit stand die Verhandlung an gegen Friedrich Karl Sohr wegen Brandstiftung.

Dieser Schwurgerichtssaal war ein großer, hoher, heller Raum. An der Stirnseite des Raumes befand sich ein Podest, das von einer Wand zur anderen reichte. Auf diesem Podest standen eine lange, mit grünem Tuch verkleidete Tafel, daneben rechts und links zwei Stühle, dahinter Stühle und zwar vier an der Zahl. Die Mitte bildete ein hochlehniger Sessel.

Da fiel ein Wort. Das machte ihn vollkommen klar. — „Frau Kaden“ sagte der Vorsitzende.

An der Rückwand des Saales — also der Stirnwand entgegengesetzt — ebenfalls erhöht und zudem abgegrenzt durch ein Geländer, befand sich der Zuhörerraum.

An der rechten Seitenwand war ebenfalls eine Tafel aufgestellt, die aber nicht verkleidet war. Hinter ihr standen sechs Stühle. Sechs Bogen Papier und sechs gespitzte Bleistifte lagen in gleichmäßigen Abständen auf dieser Tafel. Hinter den Stühlen, terrassenförmig erhöht standen zwei Reihen Bänke.

An der linken Seitenwand — vom Zuschauerraum aus gesehen — befand sich die sogenannte Anklagebank, die aber nicht aussah wie eine Bank, sondern vielmehr wie ein Kirchenstuhl.

Das alles war erhöht um die freie Mitte des Saales gelagert. In diesem freien Mittelraum standen wieder Stühle, und zwar zwei Reihen, außerdem zwei Tische. Die Stühle waren an das Geländer des Zuhörerraumes gerückt. Auf ihnen nahmen später die Zeugen Platz. Von den Tischen stand einer vor der Anklagebank, der andere vor der grünverkleideten Tafel. Auf letzterem lagen Feuerzeug und Brieftasche Sohrs.

Es war wenige Minuten vor zehn, da wurde der Zuhörerraum geöffnet. Im u war er besetzt. Eine Minute höreraum geöffnet. Im Nu war er besetzt. Eine Minute und setzte sich dahin, wo vor ihm so viele in Gram und Verzweiflung gesessen hatten.

Man sah ihm weder Erregung noch Befangenheit an. Er bot ein Bild vollkommener Ruhe. Die einen gebeugten und zerknirschten Menschen zu sehen erwarteten, fühlten sich enttäuscht. Sein Blick glitt über die Menge **hin kalt und**

fremd und blieb an Hannjörg Hinzelmanns altem lieben Gesichte hängen. Dem nickte er zu und Hannjörg hob die gefalteten Hände auf, als wollte er sagen: „Ich hab' für dich gebetet jeden Tag: „Herr Gott hilf."

In der Menge fiel eine Dame auf, die nicht weit von Hinzelmann entfernt stand. Sie war in Schwarz gekleidet, hatte den Kopf gegen die Wand gelehnt und war verschleiert. Sohr konnte nicht erkennen, wer sie war. Viel Finkenschlager und Steinauer sah er unter den Neugierigen — die er suchte, fand er nicht. Sogar Frau Reichenbach, Voigts Wirtin, hatte ihre fünfundsiebzig Jahre nach Berlin getragen.

Jetzt traten zwei Herren ein, die waren mit Talaren bekleidet. Der eine setzte sich an den Tisch links der Tafel, die an der Stirnseite des Saales stand — der Herr war der Staatsanwalt — der andere, der der Gerichtsschreiber war, setzte sich rechts. Der Verteidiger, der nach den beiden erschien, nahm an dem Tische vor der Anklagebank Platz.

Da schlug es Zehn! Mit dem letzten Glockenschlage betraten Richter und Geschworene den Saal. Neun Herren waren es — drei in Amtstracht und sechs in Zivil. Die letzteren setzten sich an die Tafel, auf der die Papierbogen und Bleistifte lagen, die ersteren an die andere grünverkleidete Tafel. Der Herr, der den Mittelplatz einnahm, war der Vorsitzende, die beiden anderen rechts und links von ihm waren die Beisitzer.

Der Vorsitzende ließ die geladenen Zeugen in den Saal rufen.

Insgesamt waren es zwölf Personen, die erschienen — allen voran Voigt. Mit hämischem Gesicht sah er zu Sohr hinüber. Die übrigen Zeugen kannte Sohr nicht bis auf die letzten vier. Es waren das: der Gemeindevorsteher Kröber, Gendarm Glück, Herr und Frau Kaden. Frau Kaden sah weder rechts noch links, zu Sohr hinzusehen, wagte sie nicht. Sie fühlte sich noch nicht Herrin ihrer Empfindung. Von allen nickte ihm nur Kaden zu.

Die Namen der Zeugen wurden verlesen, dann ermahnte sie der Vorsitzende, ihre Aussagen bestimmt, eindeutig, ohne Voreingenommenheit und der Wahrheit gemäß zu machen. Sie würden diese Aussagen zu beschwören haben. Er belehrte sie über die Bedeutung des Schwures und die Folgen der Eidesverletzung, dann entließ er sie wieder mit dem Bemerken, daß sie in der eben verlesenen Reihenfolge einzeln in den Saal gerufen werden würden.

Nach diesem Auftakte trat lautlose Stille ein. Klar und deutlich schwang die Stimme des Vorsitzenden im Raum, als er die Anklage gegen Friedrich Karl Sohr wegen vorsätzlicher Brandstiftung erhob.

Aller Augen ruhten auf Sohr. — Straff aufgerichtet und ebenso klar und deutlich wie der Vorsitzende gab er Antwort. Ohne jede Befangenheit schilderte er die Vorgänge am Erntedankfeste. Er beschönigte nichts und übertrieb nichts, wie ihm die Dinge in Erinnerung waren, so erzählte er sie. Dann schloß er:

Wie Ihr Urteil auch ausfallen mag, meine Herren, ich werde es zu tragen wissen. Als Bestrafung aber werde ich das Urteil nie auffassen können, weil die Bestrafung eine Sühne bedeutet, oder doch anstrebt und diese eine Schuld voraussetzt. Die Schuld aber liegt nicht bei mir."

Seine Worte und die Art, wie er sie sagte, machten sichtlichen Eindruck. Die Geschworenen sahen sich an, im Zuhörerraum tuschelte man und der Staatsanwalt spielte mit dem Bleistift. Er bemühte sich, ihn auf die Spitze zu stellen.

„Wir werden Schuld oder Nichtschuld ergründen, dazu sind wir eben zusammengekommen," sagte der Vorsitzende, sah dann auf einen vor sich liegenden Zettel, auf dem er sich Stichworte gemacht zu haben schien und fuhr fort: „Sie sagen, daß Sie spazieren gegangen seien. Ist Ihnen da jemand begegnet?"

„Nein."

„Diese Frage ist vom Gemeindevorstand Kröber bei Ihrer ersten Vernehmung schon an Sie gerichtet worden. Damals war Ihnen diese Frage offenbar unangenehm."

„Wie jede andere Frage auch."

„Warum?"

„Weil ich nicht wußte, auf was die Befragung hinauslief. Wenn man mir damals gesagt hätte, daß ein Verdacht bestünde, hätte ich die Gegenfrage, ob ich antworten müsse, nicht getan."

„Und wie war das nun auf dem Kadenschen Hofe? Dort sollen Sie sich sehr auffällig benommen haben."

„Ich wüßte nicht inwiefern und müßte schon um konkrete Angaben bitten, wenn eine Antwort von mir erwartet wird."

„Sie sollen mit den Händen in den Taschen tatenlos zugesehen haben, wie alle anderen arbeiteten. Stimmt das?"

„Teilweise."

„Wollen Sie sich nicht näher äußern?"

„Meine Arbeit war getan. Was noch zu tun war, mußte ich vorerst anderen überlassen."

„Welche Arbeit war getan?"

„Ich hatte die Ställe geräumt und das Vieh in den benachbarten Gärten untergebracht. Am Löschen habe ich mich zunächst nicht beteiligt, weil da schon zwanzig Menschen zu viel waren."

„Wieso denn zuviel? Beim Helfen können doch nie genug Hände da sein."

„Es gibt zweierlei Hände, Herr Vorsitzender, berufene und unberufene. Die einen helfen, die anderen stören, und von denen, die stören, waren an jenem Tage, wie gesagt, vierzig überflüssig. Insgesamt waren vier Wehren am Platze. Die Kommandeure waren außerstande, die Wehrleute richtig einsetzen zu können, weil sich die anwesenden Zivilpersonen wie von allen guten Geistern verlassen gebärdeten. Ich habe noch nie ein so wildes Durcheinander gesehen, wie an diesem Tage."

„Dann haben Sie aber doch eingegriffen?"

„Ja."

„Was veranlaßte Sie dazu?"

„Frau Kaden bat mich darum."

„So. — Und was sagte Frau Kaden zu Ihnen?"

Sohr hob bedauernd die Schultern. „Frau Kadens Worte," sagte er, „waren für mich bestimmt, nicht für die Öffentlichkeit."

„Soll ich das so verstehen, daß Sie die Auskunft verweigern?"

„Jawohl."

„Es wird nämlich behauptet, daß Ihnen Frau Kaden das Gewissen geweckt habe."

Da lächelte Sohr: „Es wird vermutlich heute noch mehr behauptet werden," antwortete er.

„Ist die Behauptung: um die Baracke ist es nicht schade, auch nur eine Behauptung?"

„Nein, durchaus nicht."

„Diese Äußerung getan zu haben, geben Sie also zu."

„Ja, nur möchte ich bitten, daß auch die Einschränkung Erwähnung findet, die ich zu gleicher Zeit tat."

„Welche denn?"

„Ich habe gesagt, man solle die Baracke, um die es nicht schade sei, brennen lassen, wenn man das Ganze retten wolle."

„Wem gegenüber haben Sie diese Äußerung getan?"

„Frau Kaden gegenüber. Schultheiß und Gendarm müssen sie gehört haben, denn einer von beiden sagte: sehr gut."

„Wir werden noch Gelegenheit haben, beide Herren zu hören. — Am Tatorte sind nun dieses Feuerzeug —" er zeigte auf den Tisch zu seinen Füßen — „und diese Brieftasche gefunden worden. Kennen Sie die?"

„Ja, sie gehören mir."

Im Zuhörerraum entstand eine Bewegung. Man reckte die Köpfe und stieß sich gegenseitig an. Auch die Geschworenen horchten interessiert auf.

„Sie sehen die beiden Dinge ja gar nicht an," sagte der Vorsitzende, „wie können Sie da sagen, daß sie Ihnen gehören?"

„Sie sind mir zum Übelwerden oft vorgelegt worden."

„Feuerzeug und Brieftasche haben Sie wohl auf dem Brandplatz verloren?"

„Nein."

„Wie kommen sie denn dahin?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie haben auch keine Erklärung dafür?"

„Doch! Nur hat die Erklärung wenig oder gar keinen Zweck, weil ich sie zurzeit noch nicht glaubhaft machen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf Schiestl.

(Zu seinem 50. Geburtstag am 8. August 1928.)

Von **Berthold Wolf**-Nürnberg.

Einer von jenen Künstlern, deren Werke man keinem Menschen zu erklären braucht, sondern die zu jedem sprechen, der vor sie hintritt, ist Rudolf Schiestl mit seiner feinen Mischung von Romantik, bäuerlicher Kraft und Naturerkenntnis.

Die Mischung ist leicht zu erklären. Schiestl stammt aus einer Bauernfamilie. Sein Vater Matthäus war ein Bauernsohn aus dem Zillertal, der in Würzburg, wo dann auch Rudolf geboren ward, eine Werkstätte für Christliche Kunst eröffnete. Diese wird heute von Rudolfs Bruder Heinz, dem Bildhauer, weitergeführt, während der dritte, Matthäus, sich in München einen Ruf als Maler schuf.

Die Liebe zur Kunst muß also bei den Schiestls sehr groß gewesen sein und das Talent des Vaters sehr stark, daß es sich auf alle Söhne vererben konnte.

Mit dem 12. Lebensjahre wurde Rudolf Schiestl Lehrling bei seinem Vater in Würzburg. Mittelalterliche

Plastik beeinflußte ihn zunächst, und seine Liebe zur Kunst wuchs an manchem Riemenschneiderschen Werk, das der Vater restaurierte. Aber auch die anderen Meister vergangener Jahrhunderte, die Größten unserer Heimat blieben ihm nicht fremd; er durfte sich mit Schnitten von Dürer und Schongauer beschäftigen und nach ihnen zeichnen. Cornelius und Schwind vertraten bei ihm die neuere Zeit. Würzburg birgt ungemein viel wertvolle Kunstschätze, und in der nahen Umgebung befinden sich manches Schloß und manche Kirche, die Köstliches aus der Vergangenheit zu offenbaren haben. Wanderungen an Sonntagen, bei denen man nicht nur den guten Frankenwein kennen lernte, sondern sich vor allem in jene unvergänglichen Kunstgaben vertiefte, bildeten Höhepunkte in den Würzburger Jahren Schiestls.

Neunzehnjährig kam Rudolf an die Münchener Akademie, Gabriel von Hackl und dann Stuck waren seine Lehrer. Aber hier wie im späteren Leben ist, wie Schiestl offen bekennt, ihm die Praxis wertvoller als die Theorie.

Schon nach einem Jahre zog es ihn hinaus in den motivenreichen, seiner Heimat nahen Steigerwald, nach Kornhöfstadt. Naturstudien bildeten das Thema der nächsten Arbeitsperiode, und die enge Berührung mit dem Volk dort war ausschlaggebend für seine spätere Entwicklung.

Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, suchte und fand Schiestl 1899 Beschäftigung durch Tiroler Glasmalereien; und Kartons zu Glasgemälden kennzeichnen die damalige Epoche seines Werdens. Wandmalereien in der Pfalz beschäftigten ihn im folgenden Sommer. 1901 versuchte er den ersten Schritt zur Selbständigkeit; große Steinzeichnungen sicherten ihm neben beachtenswertem künstlerischen Erfolg auch den pekuniären. Schiestl ist einer der Wenigen, die sich in steter Aufwärtsbewegung verhältnismäßig sorgenfrei entwickeln konnte.

Bei einem Hannoverschen Plakatwettbewerb erhielt er 1903 einen ersten und einen Ehrenpreis, und damit ging er nach Italien, dem Traumland aller deutschen Künstler und Poeten. In Oberitalien versuchte er sich in der Temperamalerei, und, nach München zurückgekehrt, setzte er die Temperastudien an der Pinakothek fort. Auch hier stellte er die Praxis über seine mühsam erworbenen akademischen Kenntnisse. Sehr viel Glück hatte Schiestl allerdings zunächst nicht mit dieser Malweise, weil ihm nach seinem eigenen Geständnis die handwerklichen Vorkenntnisse vollkommen fehlten.

1908 finden wir ihn zum ersten Male als Ausstellenden im Münchener Glaspalast, und zwar tritt er hier — eine neue Epoche in seiner Entwickelung — mit Gemälden hervor, die sämtlich sogleich Käufer fanden.

1910 wurde Rudolf Schiestl als Professor an die Nürnberger Kunstgewerbeschule berufen, der er seitdem treu blieb. Nur die Kriegsjahre führten ihn in die Ferne. Ein Jahr lang stand er im eigentlichen Heeresdienst, dann wurde er 1917 Nachfolger Karl Arnolds als Zeichner an der bekannten „Liller Kriegszeitung und nach der Räumung Lilles an der Brüsseler Armeezeitung „Heer und Heimat".

Nach dem Zusammenbruch im November 1918 finden wir ihn wieder bei seinen Schülern in Nürnberg. Jahrelang war sein Schaffen der Schwarzweißkunst gewidmet gewesen, kein Wunder, daß er nun von einem wahren Heißhunger nach Farben ergriffen wurde; über 20 Hinterglasmalereien (Erinnerungen an die Tiroler Zeit) waren die Folge, Bilder teils eigenartig-phantastischen Inhalts, teils religiöser Natur. Dann trieb es ihn zu Versuchen im Holzschnitt, die ihn fast sieben Jahre gefangen nahmen, bis 1927 die Malerei wieder ihr Recht verlangte.

Wer das Gesamtwerk Rudolf Schiestls an sich vorüberziehen läßt, der wird eine bunte Folge erblicken, herrliche Schilderungen seiner fränkischen Heimat, typische Erlebnisse aus bäurischen Kreisen, oft mit einem kräftigen Schuß urgesunden Humors, religiöse Schilderungen, die von tiefstem Empfinden zeugen, Gemälde, wie der Zug des Todes, die bei gänzlich neuartiger Auffassung an den Todestanz unserer Größten erinnern. All den vielseitigen und mannigfachen Gaben ist gemeinsam: die unbedingte Echtheit, der feine künstlerische Zug, das Bekenntnis zu einem künstlerischen Glauben, der sich nicht durch moderne Zeitströmungen beeinflussen und noch weniger verdrängen läßt.

In Professor Schiestl besitzt die Nürnberger Kunstgewerbeschule, die viele große Namen in sich vereinigt, einen ihrer Größten, einen von jenen, die uns noch viel Wertvolles und Erhebendes schaffen können. Das neueste Werk von Rudolf Schiestl, eine Wallfahrt, derzeit in der Großen Ausstellung moderner Kunst zu Nürnberg ausgestellt, ist von packendster Wirkung, jede einzelne Figur strotzt von Lebensechtheit und Wahrheit, und durch alle geht eine so starke Bewegung, daß man unwillkürlich glaubt, hier vor einer Gruppe Lebender zu stehen. Diese Bauern stammen aus der Domäne des Malers, das sind die Schiestl-Figuren, die Menschen in ihren Fehlern und Schwächen, und doch überstrahlt von einer idealisierenden Frömmigkeit und einem romantischen Zug.

Der Expressionist wird über das Lebenswerk Schiestls die Nase rümpfen; wer aber nicht nur einer vorübergehenden Modelaune lebt, wer echte Kunst zu schätzen weiß, die Jahrhunderte zu überdauern bestimmt ist, der wird Rudolf Schiestl von Herzen verehren und ihm zu seinem fünfzigsten Geburtstag als Bestes auch weiterhin die frohe Schaffenskraft und das vollendete Können wünschen, das ihn bisher ausgezeichnet hat.

Moral und Familie.

Gehen wir einer allgemeinen Sittenverderbtheit entgegen?

Gedanken von Lord Birkenhead.

Man ist geneigt, diese Frage aufzuwerfen und versucht, sie zu bejahen, wenn man die Mißachtung gewisser Vorschriften und Gesetze, die Hemmungslosigkeit und die Laxheit der Sitten beobachtet, die jetzt mehr und mehr allgemein zu werden droht. Nicht nur bei uns, auch in allen anderen Ländern ist dies der Fall, und die Kassandrarufe, daß wir einer völligen Sittenverderbtheit entgegengehen, gewinnen vermehrten Nachdruck nicht allein durch die Tatsache, daß allenthalben seit Vorkriegszeiten eine große Zunahme von Verbrechen und Straftaten aller Art zu verzeichnen ist, sondern auch, daß die Ehescheidungen sich häufen, ja, daß sich die Stimmen mehren, die da die Institution der Ehe als veraltet bezeichnen und sie durch andere Formen des Zusammenlebens von Mann und Weib ersetzt sehen wollen. Es ist also eine Auflösung des Familienlebens zu befürchten, so sagen die Pessimisten, damit fällt die letzte Stütze der Moral, und wir gehen den Zuständen von Sodom und Gomorrha entgegen.

Es ist sehr interessant, zu diesen Fragen einmal die Ansichten und Meinungen eines hervorragenden englischen Staatsmannes kennen zu lernen. Lord Birkenhead, Staatssekretär für Indien, nimmt zu den eben gekennzeichneten brennenden Zeitfragen in einer Reihe von Zeitungsartikeln Stellung, die demnächst gesammelt in Buchform erscheinen sollen. Was er von den Verhältnissen seines Landes sagt, trifft im großen ganzen auch auf die unseren zu.

Lord Birkenhead teilt nicht die vielfach ausgesprochenen Befürchtungen in bezug auf die Zerrüttung der Moral und den Zerfall der Ehe, obgleich er sich natürlich den ernsten Anzeichen hierfür nicht verschließt. Er gibt zu, daß die Frau von heute eine andere Stellung, andere Interessen, andere Wünsche und Bedürfnisse hat, als die Frau früherer Generationen, aber er leugnet, daß z. B. die Tatsache, daß die Frau heute im Lebenskampf Seite an Seite mit dem Manne steht und sogar sehr häufig seine ernsthafte und gefährliche Konkurrentin ist, gleichbedeutend sei, oder sein müsse mit einer Lockerung oder Verwirrung ihrer Ethik. „Auch wenn man den Krieg und seine Folgen für den jetzigen Zustand verantwortlich macht, so zieht man Trugschlüsse", sagt Lord Birkenhead, „indem man vor allem ein Übergangsstadium für etwas Feststehendes ansieht". „Wir alle wissen, daß der Krieg eine gewisse Hemmungslosigkeit namentlich in sexuellen Dingen mit und nach sich gebracht hat, und zwar bei Männern sowohl wie bei Frauen", so fährt er fort. „Das ganze Leben war damals etwas Fließendes, Ungewisses und Schnellvergehendes, und das konnte nicht ohne Wirkung auf das Denken und Empfinden der Menschheit bleiben. Welche Unzahl voreilig geschlossener Ehen kam in jener Zeit zustande, die in keiner Weise irgendwie Gewähr für Dauer und harmonisches Bestehen boten — welche Fülle von loseren und schon hierdurch noch unsicheren Verbindungen folgte ihr! Heute hören wir nicht annähernd so häufig, wie damals, von auseinandergelaufenen Eheleuten und zerstörten Ehen unter jungen Leuten. Das kommt daher, weil nicht mehr so viele Zufallsehen geschlossen werden; die Jugend von heute, mag man ihr vorwerfen und vorzuwerfen haben, was man will, ist verantwortungsbewußter und vorsichtiger geworden in der Knüpfung ihrer Bindungen. Natürlich existieren Ehe ohne Liebe und Liebe ohne Ehe heute so gut wie in früheren Zeiten, aber im Gegensatz zu den Meinungen vieler wage ich zu behaupten, daß das moralische Allgemeinempfinden in den letzten Jahren eine Kräftigung und Gesundung erfahren hat.

Es ist unzweifelhaft, daß unser gesellschaftlicher oder mehr noch unser sexueller Sittenkodex in vieler Beziehung tiefgreifende Wandlungen erfahren hat

und in anderer Weise noch erfährt. Aber im großen ganzen ändert sich die menschliche Natur sehr wenig. Wir stecken in unseren Wandlungen selber noch zu tief darin, sind noch zu sehr aktiv von ihnen betroffen, um ihren Umfang und ihre Tragweite beurteilen zu können. Spätere Generationen, die den nötigen Abstand von unserem Erleben haben, werden finden, daß im Grunde alles das Gleiche geblieben ist. Wir haben uns, das müssen wir bedenken, noch nicht völlig von den Nachwirkungen des Krieges erholt, auch in dieser Beziehung. Der Familiengedanke hat noch nicht sein Übergewicht über die individuelle Kaprize und egoistische Eigenwünsche wiedererlangt und wird es vielleicht nie vermögen. Immerhin ist eine deutliche, ständig wachsende Tendenz hierzu festzustellen, und an uns ist es, diese schüchtern keimende Pflanze der Festigung der Volkssitte und der Volksgesundung zu hüten und großzuziehen. Denn die Familie ist und bleibt nach wie vor die Grundlage der Sittlichkeit und des Volksgedeihens."

„Pessimisten weisen auf die große Zahl der Ehescheidungen hin, die gerade jetzt stattfinden. Diesen kann ich als Kenner der Verhältnisse entgegenhalten, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Scheidungsfälle ältere Ehen sind, die längst in sich brüchig waren, und die geschieden worden wären, wenn unsere Ehescheidungsgesetze früher vernünftiger gewesen wären. Ich bin immer für eine Reform der Ehescheidungsgesetze eingetreten, nicht um das Familienleben zu schwächen, sondern im Gegenteil, um die Ehen haltbarer zu machen und dadurch die Moral zu stärken. Die Ehezerstörung, Familienzerrüttung und damit der Sittenverfall, die heutzutage auch bei jungen Leuten zu beobachten sind, müssen in den allermeisten Fällen zurückgeführt werden auf soziale Schäden; hier ist der Hebel, wo wir zuerst ansetzen müssen. Strikte ablehnen muß ich dagegen die Versuche einiger Neuerungssüchtiger, sogenannte Probeehen einzuführen. Solche Versuche können nur sehr unreife oder sehr egoistische Menschen machen. Das „Risiko" und das Moment der „Bindung", die sie beide in der Ehe ausschalten möchten, ist untrennbar von jedem Wagnis, das zu unternehmen sich lohnen soll und also auch von dem Wagnis der Ehe. Ein junges Paar, das nicht regulär heiraten will aus Furcht, in der Ehe könne etwas schief gehen, täte besser, überhaupt nicht zu heiraten und wird auch in einer losen Verbindung irgendwelcher Art niemals wirklich glücklich sein. Denn glücklich werden kann immer nur der, der bereit und willens ist, andere glücklich zu machen und die Konsequenzen einer Bindung auf sich zu nehmen!"

„Wir brauchen nicht zu fürchten, daß wir einer allgemeinen Sittenverderbtheit entgegengehen. Das wird nicht der Fall sein, solange wir Familien haben, und wir werden Familien haben, solange wir Frauen haben, die Mütter sind oder werden wollen! Dieser Wunsch und Trieb der Frau zur Mütterlichkeit ist unsterblich und allmächtig, mögen ihn auch Zeiterscheinungen und Verhältnisse vorübergehend hemmen."

Die Rache des Kuli.

Von Ralph E. Zuar.

Jacks größter Ehrgeiz, seitdem er vor zwei Jahren nach Indien gekommen war, um die Geschäfte der Eastern Tea Company zu leiten, war es, einen richtigen indischen Tiger mit eigener Hand zu erlegen. Verschiedene Versuche waren restlos gescheitert. Nachdem Jack sich lange dagegen gesträubt hatte, Mitteilungen von Eingeborenen über Anwesenheit und Gewohnheiten der Tiger entgegenzunehmen, mußte er sich nach seinen verschiedenen Fehlschlägen doch dazu entschließen, die Nachricht von einem „kill" als Grundlage seiner Jagdabenteuer zu machen. Er ging sogar so weit, sich in der Nähe des „kill" in etwa zehn Meter Höhe einen Stand bauen zu lassen. Eines Tages waren denn die Vorbereitungen erledigt und Jack zog mit dem Shikari, der ihm die Nachricht von diesem „kill" des Tigers gebracht hatte, hinaus. Es war einer jener glutheißen Tage, wenn die mit Wasserdampf gesättigte Luft Körper und Seele der Menschen bedrückt. Der Shikari erzählte von den bösen Taten des Tigers, von seiner Grausamkeit, seinen Opfern. Am hellen Tage habe er schon sein Unwesen getrieben und erst gestern die Kuh eines Kleinbauern getötet. Diese Kuh sei der Köder, mit dem man hoffe, den Tiger, der nur wenig davon verzehrt habe, anzulocken, sodaß ihn Jack gut vor die Flinte bekommen könne. Die Dörfer und Siedler in der Nähe würden ihm zujubeln und ihn im Triumph zurückbringen. Ganz in der Nähe der getöteten Kuh sei der Stand, den man für den Sahib hergerichtet habe.

Es war ein langer und beschwerlicher Marsch, durch sumpfige Waldstrecken, durch dichtes Gestrüpp. Gerade ging das Tageslicht in die kurze indische Dämmerung über, als der Shikari endlich ein Halt gebot. Sie waren angekommen. Jack kroch an einer Leiter empor, die nach der Plattform führte, während sich der Shikari, guten Erfolg wünschend, entfernte.

Wirklich, dort, neben dem Gebüsch lag, zwar verschwommen, doch noch erkennbar, der tote Körper der Kuh. Jack prüfte seine Schußwaffe, seine Munition. Er lächelte vor sich hin. Nun, endlich sollte es ihm gelingen, einen Tiger eigenhändig zu erlegen. Im Triumph würde er zur Niederlassung der Firma zurückkehren. Im unsicheren Licht der hereinbrechenden Nacht sah er Gestalten auftauchen und wieder verschwinden. Mehrere Male glaubte er, den Tiger zu sehen und erhob seine Flinte, erkannte aber bald, daß ihm seine erhitzte Phantasie einen Streich gespielt hatte. Die tausendköpfige Stimme des Urwalds erhob sich um ihn herum. Millionen von Leuchtkäfern schwirrten umher. Das Quaken der Frösche, das Heulen der Schakale erregten seine Nerven bis aufs äußerste. Seine erste Nacht im Dschungel erschien ihm nicht mehr so angenehm, wie er sie sich erträumt hatte. — Die Zeit verging und seine Glieder begannen zu schmerzen. Trotzdem wagte er nicht, die leiseste Bewegung zu machen, um ja nicht den Tiger zu verjagen. Er wagte es nicht, seine Feldflasche aus der anderen Ecke der Plattform zu holen und litt lieber Höllenqualen peinigenden Durstes. Er sah auf seine Uhr. Sie zeigte 10 Uhr. — Plötzlich hörte er ein Rascheln im Unterholz. Das mußte der Tiger sein. Alle Sinne waren gespannt. Mit fester, aber ruhiger Hand legte er die Schußwaffe zurecht, um sofort zu schießen, sobald er hören würde, wie der Tiger die Knochen zermalmte.

Minuten verstrichen. Nichts rührte sich. Nur Schwärme von Moskitos umkreisten ihn und machten ihm das Leben zur Pein. Plötzlich fühlte er heftigere Schmerzen, die nicht von den Moskitos herrühren konnten. Zuerst an seinen Beinen, dann an den Händen, im Gesicht, im Nacken, überall biß und brannte es. Schwärme giftiger Insekten mußten über ihn gekommen sein. Noch aber bewegte er sich so wenig wie möglich. Wieder kam ein Geräusch aus der Gegend, wo der Köder lag. Diesmal zauderte Jack nicht länger und schoß. Er hörte den tausendfachen Widerhall des Schusses. Es folgte ein wildes Stampfen, dann wurde es wieder still. Jetzt konnte Jack sich freier bewegen, seinen Durst löschen, und vor allen Dingen feststellen, was ihn so sehr peinigte. Zu seinem Entsetzen mußte er wahrnehmen, daß eine Kolonie der gefürchteten roten Ameisen den Baum als Standquartier gewählt hatte. Bald fand Jack auch, daß es für ihn aussichtslos sei, den Kampf mit den Tausenden der roten Plagegeister aufzunehmen. Es war wohl das beste für ihn, den Baum zu verlassen, selbst auf die Gefahr hin, mit allerlei unliebsamen Tieren des Dschungels, oder gar mit dem verwundeten Tiger zusammenzutreffen. Er schwang sich über die Brüstung der Plattform und sein Fuß suchte die Leiter, auf der er heraufgekommen war. — Vergebens. — Die Leiter war weggenommen worden.

Immerhin mußten jetzt bald die Kulis kommen, die er bestellt hatte, sobald der Schuß fallen würde. Er feuerte noch einige Schüsse ab. Niemand kam. Seine Überlegungen mußten jedoch bald abgekürzt werden, denn die Ameisen kannten keine Schonung. Mit Mühe und Not gelang es ihm, an dem starken Stamm herunterzuklettern. Vorsichtig leuchtete Jack mit einer Taschenlampe umher. Dort drüben lag der Köder. Nichts rührte sich. Leise, mit angehaltenem Atem schlich er sich heran — und entdeckte nun schließlich anstatt des blutenden Köders ein armseliges vertrocknetes Gerippe einer Kuh, uralt und von der Sonne gebleicht, aber mit alten Säcken bedeckt. Daneben aber lag ein Schakal, der anscheinend durch den ersten Schuß getötet worden war. — Jack stand vor einem Rätsel. Jedoch mußte er auf seinen Rückweg bedacht sein. Mit Mühe und unter Verlust eines großen Teils seiner Kleider bahnte er sich einen Weg in der Richtung, aus der er glaubte, gekommen zu sein. Es war am frühen Morgen, als er endlich eine kleine Bahnstation erreichte und sich notdürftig zusammenflicken konnte. Müde und halb krank kam er zu Hause an. Hier löste sich das Rätsel, denn auf seinem Schreibtisch fand er einen Brief folgenden Inhalts: „Mein edler Herr! Sie haben in den Kleidern eines Shikari den Kuli nicht wieder erkannt, den Sie vor einem Monat verprügelten und wegjagten, weil er sich ein Brot genommen hatte. Ich hoffe, der edle Herr hatte eine vergnügte Nacht bei den roten Ameisen. Die Kuh, die wir hingelegt haben, ist vor zwei Monaten an Altersschwäche gestorben. Viel Vergnügen an der Tigerjagd wünscht Ihnen auch seiner .... Ihr ehemaliger Diener Mukerji."

Jack ist nie wieder auf eine Tigerjagd gegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.